

Von Ingo Petz

Durch die zugezogenen Vorhänge fällt mattes Licht. Die Wände und Möbel ihrer kleinen Minsker Wohnung haben die Wolskis kürzlich weiß und blau gestrichen. „Das soll uns an Griechenland, an das Meer, an ein anderes Leben erinnern“, sagt Hanna. Hier in Weißrussland, das eine heftige Wirtschaftskrise erlebt und seit achtzehn Jahren von einem diktatorisch veranlagten Präsidenten regiert wird, kann Griechenland noch als Synonym für ein leichteres Leben gelten. Aus dem CD-Player rieselt indische Sitar-Musik. „Wir brauchen unsere eigene Welt, sonst wirst du verrückt, wenn du dich die ganze Zeit mit dem Wahnsinn da draußen beschäftigst“, sagt Hanna, „da draußen ist Mordor.“

Mordor – mit dem Land des Bösen aus dem „Herrn der Ringe“ meint Hanna das Land des Aleksandr Lukaschenka. Ein Land, in dem sie lebt, in dem sie aber eigentlich nicht leben will. „Wir leben in einem fremden Land“, sagen diejenigen häufig, die sich ein anderes Weißrussland wünschen. Die Lyrik der Weißrussen ist voller Reminiszenzen an ein freies, fast märchenhaftes Belarus. „Oh – mach sie frei, Oh – lass sie glücklich sein. Unser Volk, unser Land“, dichtete Natalja Arsjentjewa 1943 in „Ein Gebet“.

Der Wunsch nach politischer Freiheit bleibt für die Weißrussen bis heute eine fromme Hoffnung. Aber auch in der Hoffnung kann man sich einrichten. „Lasst uns in Hoffnung leben“, so lauten die letzten Worte in Rygor Baradulins Gedicht „Vilna in unseren Seelen“. Die Weißrussen wurden geknechtet und unterdrückt, von Polen, Deutschen, Russen, Sowjets. Seit 1991, als die Sowjetunion zusammenbrach, haben sie ihr eigenes Land. Aber es ist eben nicht leicht, eine Mentalität abzuschütteln, die sich mit immer neuen Beherrschern in vielen Jahrhunderten herausgebildet hat. Und so wählten die Weißrussen 1994 einen Autokraten, von dem sie sich regieren und beherrschen lassen – immerhin nun in ihrem eigenen Land.

Es gibt Weißrussen, die in einer Demokratie leben wollen. Wie viele das sind, ist schwer zu sagen. Das Meinungsforschungsinstitut Nisepi in Vilnius will herausgefunden haben, dass Lukaschenka nur noch zwanzig Prozent Unterstützung im Land hat. Allerdings komme auch die parteipolitische Opposition, die der Präsident seit Ende 2010 wieder massiv bekämpft, nur auf zwanzig Prozent. Der große Rest hat scheinbar keine politische Heimat oder will sie nicht haben. Wer sich in Weißrussland mit Politik beschäftigt, die nicht die dem Staat genehme ist, läuft Gefahr, im Gefängnis zu landen.

Weißrussland ist freier, als es die DDR oder die Sowjetunion waren. Aber jetzt, wo Lukaschenkas Machtapparat seinen Rückhalt in der Bevölkerung schwinden sieht, wird jeder Widerstand im Keim erstickt. Es wird mit Angst und manchmal mit Schrecken regiert, wenn wie im Dezember 2010 Demonstranten zusammengeprügelt und Hunderte Protestler verhaftet werden. Aber selbst an Angst und Schrecken kann sich der Mensch gewöhnen. „Es kann auch hier schön sein“, sagt Hanna Wolskaya, deren Ehemann einer der bekanntesten Rockstars Weißrusslands ist. Auftreten aber darf Wolski nicht in seinem Land.

Leute wie die Wolskis haben sich in der Diktatur mit ihrer Kunst, mit ihren Freunden eingerichtet – in einem selbstbestimmten Leben, das der pseudosozialistische Lukaschenka duldet, aber nicht vorsieht. Ein Leben, für das man psychisch und moralisch stabil sein muss. Das Leben in einer Diktatur ist eine Gratwanderung. Man muss den Alltag bewältigen, beim Einkaufen, auf den Behörden, wenn



In Weißrussland ist dieses Datum immer noch Staatsfeiertag: Eine Frau begibt sich in Minsk zum Umzug anlässlich des 88. Jahrestags der Oktoberrevolution.

Foto Anzenberger

Die Resterampe des Totalitarismus

Weißrussland ist im Griff der Wirtschaftskrise und seines Diktators. Die Repressalien nehmen zu, und die Künstler des Landes denken über Auswanderung nach.

die Kinder zur Schule gehen, bei der Arbeit, im Kontakt mit Kollegen, die vielleicht staats-treu sind. Man muss funktionieren, wenn man nicht verrückt werden will angesichts all der Verhaftungen, von denen die unabhängigen weißrussischen Medien seit Jahren fast täglich berichten. Der Kampf gegen das Regime ist gefährlich und aufreibend. Ihn achtzehn Jahre durchzuhalten, das schaffen die wenigsten. Viele geben auf, arrangieren sich, zerbrecen, wandern aus, gehen in die innere Emigration oder flüchten sich in Romantik, Eskapismus oder ins Internet. Und sie wissen, dass es nicht gesund ist, den Kopf allzu sehr gen Freiheit zu recken.

„Wie lange hält man so ein Leben noch aus“, murmelt Hanna. Die Stimmung vieler Künstler und Musiker pendelt im Moment zwischen Depression, Orientierungslosigkeit oder Aktionismus. Wenn es je eine revolutionäre Stimmung in Weißrussland gegeben hat, dann hat Lukaschenka sie längst das Fürchten gelehrt. „Alle haben Angst“, sagt der Sänger Aleksandr Pomidoroff, „nur wenige haben den Mut, das zuzugeben.“

Die Weißrussen sind durch Leid und Katastrophen geschulte Meister darin, ihr Über-

leben im Kleinen zu sichern. Man konzentriert sich auf das eigene Leben, auf die Familie, auf das Haus im Grünen. Solange man nicht in Konflikt mit dem Staat kommt, kann man ihn einfach ausblenden. Man kann das sogar beobachten: Wer in Minsk am Präsidentenpalast oder am KGB-Gebäude vorbeispaziert, wendet den Blick ab – als seien sie nicht da. Im Restaurant gegenüber der KGB-Zentrale, in der Gefangene gefoltert werden sollen, kann man leckere Reibekuchen essen und dazu den Song „Revolution in Paradise“ hören.

„Es gibt da diesen Witz“, sagt der Konzertmanager Wladimir Schablinski in seinem Minsker Büro: „Zwei Frösche schwimmen in einem mit Milch gefüllten Glas. Der eine Frosch hat keine Hoffnung und ersäuft. Der andere beginnt zu strampeln, bis aus der Milch Butter wird und er aus dem Glas hüpfen kann. So geht es auch uns in Weißrussland. Du musst dich entscheiden.“ Schablinski hat sich entschieden. Er organisiert drei Konzerte für Wolskis Band Krambambulya in der litauischen Hauptstadt Vilnius. Alle Weißrussen, die dafür Tickets kaufen, erhalten von der Litauischen Botschaft in Minsk ein kostenloses Visum. „Wir dürfen ja nicht in unserem Land auftreten, also müssen wir in die EU fahren.“

Gerade in der jetzigen Zeit, in der die Beziehungen zwischen der EU und dem weißrussischen Regime einen neuen Tiefpunkt erreicht haben, ist das eine heikle Aktion. Schließlich hat das Regime als Reaktion auf die verschärften Sanktionen nicht nur die EU-Botschafter des Landes verwiesen, sondern auch eine Liste mit 108 Oppositionellen erstellt, die das Land nicht verlassen dürfen. In Schablinskis Büro kommen im Minutentakt junge Weißrussen,

um sich ihr Ticket abzuholen. „Ich liebe diese Band“, sagt Sascha, der extra aus Mogiljow angereist ist, „und ich war noch nie im Ausland. Jetzt kann ich das erste Mal nach Europa fahren, um dort meine Band zu hören.“

Weißrussland leidet seit den Neunzigern nicht nur an Isolation, sondern auch an einem massiven *brain drain*: Diejenigen, die eine gute Ausbildung haben, verlassen das Land. Besonders jetzt, in Zeiten der Wirtschaftskrise. Aber kann ein Künstler wie Wolski seine Heimat überhaupt verlassen? Sie liefert den Stoff, aus dem seine Lieder sind. „Für viele sind Wolskis Lieder Heimat“, sagt ein junger Student in einem Musikgeschäft, der sich eine CD von Wolskis Band N.R.M. kauft, „sie symbolisieren das, was wir nicht haben: das Land, von dem wir träumen. Wenn er oder andere gehen, die einen ähnlichen Ruf haben, dann wird es Belarus nicht mehr geben. Dann stirbt die letzte Hoffnung bei denen, die hoffen, dass es irgendwann ein freies Weißrussland gibt.“

Bei all den globalen Krisen, die die Nachrichten beherrschen, wer denkt da im Moment daran, dass es in Europa noch eine Diktatur gibt? Wen würde es kümmern, wenn Weißrussland von der Landkarte verschwände? „Lukaschenka hat gesagt, dass er bereit sei, die großen Betriebe an Russland verkaufen“, sagt der Fotograf Andrej Ljankewitsch, der auch an Auswanderung denkt. „Ich glaube, dass Belarus als eigenständiges Land ernsthaft in Gefahr ist.“ Ljankewitsch hat lange geglaubt, er könne das Land mit seiner Kunst ein bisschen verändern. „Alles Quatsch“, sagt er, „das Regime steckt in den Köpfen. Das kann man nicht in einem Leben ändern.“

Es ist kalt in Minsk in diesen Frühlingstagen. Der Winter ist zurückgekehrt. An den Rändern der Stadt entstehen neue Wohngebiete mit riesigen Häusern, überall wird gebaut. Trotz der Wirtschaftskrise. Man wundert sich, wie voll die Restaurants und Cafés sind, wie gut gefüllt die Regale in den Supermärkten. Trotz der deutlich gestiegenen Preise für Importprodukte, aber auch für Wodka und vor allem für Fleisch und Wurst. Eine Salami am Stück kostet fast zehn Euro – bei einem durch-

schnittlichen Gehalt von rund 120 Euro kaum erschwinglich. „Es ist schwierig zu verstehen, wie das System funktioniert“, sagt jemand, der seinen Namen nicht in der Zeitung lesen möchte, „aber es ist offensichtlich, dass viele, die selbst Teil des Systems sind oder als Geschäftsmänner daran partizipieren, Zugang zu Dollar und Euro haben. Ihnen kann die Krise nichts anhaben. Sie verdienen sogar an ihr.“ Und das könne noch sehr lange so weitergehen.

Es wirkt alles so normal in Minsk, erschreckend normal. Nur an dem Tag, an dem bekannt wird, dass Wladislaw Kowalew und Dmitri Konowalow hingerichtet wurden – per Genickschuss –, meint man tatsächlich Trauer in den Gesichtern vieler Minsker zu lesen. Die beiden jungen Männer waren in einem vielkritiserten Prozess zum Tode verurteilt worden. Angeblich sollen sie für die Bombenexplosion in der Minsker Metro vom April 2011 verantwortlich gewesen sein. Die Hinrichtungen sind tatsächlich auch Thema in der weißrussischen Öffentlichkeit geworden, die normalerweise komplett vom Staat kontrolliert wird. „Das erinnert mich an Stalin“, sagt eine alte Frau in einem Bus zu ihrer Platznachbarin, „schlimm. Ich dachte, diese Zeiten wären vorbei.“ Sie schweigt kurz und sagt dann: „Wem soll man jetzt noch vertrauen?“

Wer über das Land reist, bekommt eine Ahnung davon, wieso das Regime immer noch stabil ist. Hier wirkt Weißrussland am sowjetischen. Hier leben die Menschen unter der Käseglocke der Propaganda ihr jahrzehntelang eingetübtes Leben. Alternative Denk- und Lebensformen sind rar. Opposition und EU sind weit weg. Kleinunternehmer gibt es kaum. Freiheit bedeutet hier, dass man sich unbehelligt dem Angeln oder dem Alkohol widmen kann. Wer in Kleinstädten aufbegehrt, braucht gute Nerven. Aber man bemerkt auch hier die Wirtschaftskrise. Fleisch kommt seltener auf den Tisch. Man greift auf Altbewährtes zurück: Kartoffeln, Karotten, Kraut. Und in Iwenev, einer Kleinstadt westlich von Minsk, hat man im staatlichen Kaufhaus die Heizung abgedreht. „Das ist aber kalt bei Ihnen. Wie halten Sie das aus?“ „Wir sind das gewohnt“, sagt die Verkäuferin in ihrer dicken Jacke und lächelt.

FRANKFURTER ANTHOLOGIE

Redaktion Marcel Reich-Ranicki

Matthias Claudius

Die Mutter bei der Wiege

Schlaf, süßer Knabe, süß und mild!

Du deines Vaters Ebenbild!

Das bist du; zwar dein Vater spricht,

Du habest seine Nase nicht.

Nur eben itzo war er hier

Und sah dir ins Gesicht,

Und sprach: „Viel hat er zwar von mir,

Doch meine Nase nicht.“

Mich dünkt es selbst, sie ist zu klein,

Doch muß es seine Nase sein;

Denn wenn's nicht seine Nase wär,

Wo hättest du denn die Nase her?

Schlaf, Knabe, was dein Vater spricht,

Spricht er wohl nur im Scherz;

Hab immer seine Nase nicht,

Und habe nur sein Herz!

Marie Luise Knott

Ein Schelm, wer Böses dabei denkt

Das Gedicht „Die Mutter bei der Wiege“ beschreibt ein Genrebild, wie wir es aus Kunst und Poesie genau zu kennen vermeinen und schon hundertmal gesehen haben: Eine Frau steht an der Wiege ihres Sohnes. Ihr prüfender Blick liebkost das kleine Gesicht. Ihre Worte wiegen das Kind. „Schlaf, süßer Knabe, ... Schlaf“.

Doch bei aller Einfachheit und Beschaulichkeit hat es das Gedicht in sich. Zwar passen die wenigen und schlichten Worte zur Szenerie, doch das Insistieren auf dem „Du habest seine Nase nicht“ löst derartige Gewissheiten schnell auf. Nur eines scheint gewiss: Hier ist etwas nicht so, wie es scheint.

Gleich in der ersten Zeile hat der Dichter das allzu pathetische Wiegen-Bild („Schlaf, süßer Knabe“) durch das doppelte „süß“ aufgebrochen. Ein Hintersinn kann sich einschleichen, und beim Leser beginnt das Nachdenken: Warum möchte die Mutter das Kind im Schlaf „mild“ gestimmt wissen? Könnte es sein, dass der Knabe über die Worte des Vaters erzürnt ist?

Von der Liebe ist in diesem Gedicht in jeder Zeile die Rede, ohne dass sie genannt wird. Der innige Ton des Paarreims wechselt auf für damalige Verhältnisse unkonventionelle Weise mit dem sich leicht spreizenden Kreuzreim. Alliterationen, Klang- und Wortwiederholungen sowie Pausenreime verleihen den Versen ihren

wiegenden Klang. Nur die Frage nach der Nase unterminiert das Vater-Mutter-Sohn-Idyll. Das Enjambement unterstützt den Bruch; und wider besseres Sehen sinnt die Mutter an zentraler Stelle: „Denn wenn's nicht seine Nase wär, / Wo hättest du denn die Nase her?“ Die Nase, das Erkennungs- und Zugehörigkeitsmerkmal par excellence, war im Volksmund schon immer auch Spottobjekt: „Stupsnase, Naseweis, Knollennase, Zinken.“ Gilt der Spott den Männern, die in ihren Söhnen nur ihr eigenes Ebenbild suchen? Oder ist die Nase gar Frucht einer heimlichen Liebe, von der niemand nichts weiß?

Wiegenlieder waren damals gefragt und Matthias Claudius hatte bereits 1770, im Alter von dreißig Jahren, darüber nachgedacht, eine Wiegenlied-Anthologie zusammenzustellen und drucken zu lassen, um seine finanzielle Lage aufzubessern. Seine Frau Rebekka, die er im März 1772 ehelichte, hatte im September desselben Jahres, im Entstehungsjahr der obigen Zeilen, eine Frühgeburt. Das Kind lebte nur wenige Stunden oder Tage. Ob das Lied für die Ehefrau geschrieben wurde, ob es tatsächlich damals Gerüchte über eine fremde Vaterschaft gab und ob das Lied mit diesen Ereignissen überhaupt in einem Zusammenhang steht, bleibt das Geheimnis seines Verfassers.

Oft klingen in Wiegengedichten neben der Mutterliebe andere Lebensthemen an, etwa der Schreck über

die Endlichkeit des Lebens oder eine Trauer über die Kürze der Kindheit. Hier nun befragt die Mutter mit ihrer Nasenobsession menschliche Zusammen- und Zugehörigkeiten. Nein, sagt die Mutter pragmatisch oder pietistisch: Es ist nicht die Nase, sondern das Herz, das zählt.

Heute gilt uns Matthias Claudius („Der Mond ist aufgegangen“) meist als Vertreter einer Empfindsamkeits-Literatur. „Einfalt“ lautete damals sein ironisches Programm für den „Wandsbecker Bothen“ („Wie dumm kann sich der schlaue Bothe stellen? / Dies Urteil soll Dein Leser fällen.“) Ein Schelm, wer Böses dabei denkt. Einfalt ist ein ironisches Mittel, die Suche nach endgültigen Wahrheiten zu unterlaufen und festgefahrene Weltanschauungen zu lockern. Verschiedene Deutungen bleiben in der Schwebe, auch widersprüchliche Gefühle kommen zu ihrem Recht. So auch hier. Dichter sagen es sowieso besser, als wir es können.

■ Matthias Claudius: „Sämtliche Werke“. Mit Nachwort und Bibliographie von Rolf Siebke. Artemis & Winkler, Düsseldorf / Zürich 1996. 1099 S., geb., 49,90 €.